

Fair-Trade-Konzepte wandeln sich

Autor(en): **Richter, Julia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **31 [i.e. 30] (2018)**

Heft 117: **Die Ohnmacht der Experten**

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-821383>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fair-Trade-Konzepte wandeln sich

Fair-Trade-Produkte sind heute in der Schweiz selbstverständlicher Bestandteil des Detailhandels-sortiments. Was unter fairem Handel verstanden wird, hat sich allerdings seit den 1960er-Jahren fundamental gewandelt.

Das zeigt die Forschungsarbeit der Wirtschaftshistorikerin Andrea Franc von der Universität Basel. Sie hat von Nichtregierungsorganisationen verfasste Texte zwischen 1964 und 1984 untersucht – darunter sind prominente Beispiele wie die Erklärung von Bern (Public Eye) oder ihr britisches Pendant, die Haslemere Declaration. «In den 1960er-Jahren forderten Fair-Trade-Aktivisten die Industrialisierung der Entwicklungsländer und die Öffnung der Märkte für ihre Produkte», sagt Franc.

Nach der ersten Ölpreiskrise, der 1974 eine Welternährungskrise folgte, änderte sich dieser Ansatz. Ziel war es nicht länger, Entwicklungsländern einen möglichst hindernisfreien Zugang zum internationalen Handel zu verschaffen. Vielmehr rückten die lokale Produktion und der Schutz der Kleinbauern in diesen Ländern in den Fokus der Fair-Trade-Aktivisten.

Diese Entwicklung wirkt bis heute: «Es gibt zum Beispiel ghanaische Schokoladenfabriken, die ihre Produkte aufgrund von Handelsschranken nicht nach Europa exportieren können», erklärt Franc. Der Fokus auf einen kleinen Warenkorb tropischer Produkte, die in Europa typischerweise als Fair-Trade-Ware verkauft werden, ermögliche es, die Konkurrenz aus Entwicklungsländern zu ignorieren.

Diese Erkenntnisse zeigen für Franc, dass es für die optimale Gestaltung der Weltwirtschaft kein Patentrezept gibt: «Ein erster Schritt zu einem globalen fairen Handel wäre wohl Demut vor dessen Komplexität.» Julia Richter

A. Franc: Early origins of Fair Trade: From the United Nations Conference on Trade and Development 1964 to the Tanzanian instant coffee campaign 1973–75 (in preparation)



Französische Texte waren im 15. Jahrhundert gefragt. Dies führte zur Erfindung des Ritterromans.

Druckereien als Väter des Romans

Wenn wir einen Roman lesen, denken wir kaum daran, dass wir dieses Genre den Druckern und Buchhändlern der Renaissance verdanken. Zu Beginn stand der Gedanke im Vordergrund: Nach der Einrichtung der ersten Druckpressen in Frankreich um 1470 sollten die aus Deutschland und Italien importierten lateinischen Bücher konkurrenzieren werden. «Die Herausgeber haben dann eine Nische gefunden: Der Druck in der Gemeinsprache», erklärt Gaëlle Burg vom Institut für französische Sprach- und Literaturwissenschaft der Universität Basel. «Sie stellten fest, dass dringend Bedarf an Texten auf Französisch besteht.» Die Forscherin untersucht die Entstehung des höfischen Romans als literarische Kategorie zwischen Mittelalter und Renaissance.

Die Herausgeber der Romane lassen sich von mittelalterlichen Rittertexten inspirieren und adaptieren sie für ihre Leserschaft: Sie schreiben sie in Prosa nieder, passen die Sprache an und entwickeln eine neue Ikonografie. Insgesamt rückt die mittelalterliche Symbolik mit dem Motiv der Minne, der ritterlichen Liebe, zugunsten von kriegerischen Exploits in den Hintergrund. Was die Form betrifft, ersetzen römische Buchstaben die gotische Schrift, der Text wird in Kapitel gegliedert und mit einer Titelseite versehen.

«Druckereien und Buchhändler schaffen gewisse generische Marker, die zur Entstehung einer breiteren Kategorie – des höfischen Romans – beitragen, ausgehend von spezifischen mittelalterlichen Literaturformen», erklärt Burg. In ihren Arbeiten zeichnet sie für einen Korpus von fünf Werken die Entstehung auf, von der ersten handschriftlichen Version bis zu den verschiedenen Drucken in den französischen Verlagen des 16. Jahrhunderts.

Insgesamt finden so rund hundert Werke Eingang in die Renaissance-Literatur. Seine Blütezeit erlebt der höfische Roman um 1540. Auch wenn er später an Bedeutung verliert, hat er die Grundzüge des Genres wesentlich geprägt. Martine Brocard

G. Burg: La vogue littéraire du roman de chevalerie médiéval dans les imprimés renaissants: critique et prescription. In: Prescription culturelle: avatars et médiamorphoses (2018).

Kluge rechnen mit den Fingern

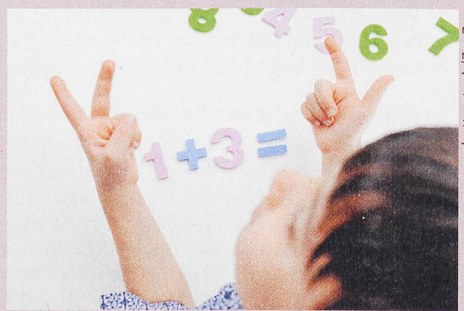
Manche Erstklässler nehmen zum Rechnen die Finger, andere nicht. Welche Kinder kommen eher zum richtigen Ergebnis? Die Meisten würden wohl auf die Kleinen tippen, die ohne Finger auskommen. Viele Lehrer sehen es auch so und ermahnen den Nachwuchs entsprechend. Doch tatsächlich rechnen die Mathe-Anfängerinnen und -Anfänger besser, die ihre Aufgaben an den Fingern abzählen. Noch erstaunlicher: Das sind wahrscheinlich die intelligentesten Kinder. Zumindest schneiden sie im Gedächtnisteil eines gängigen IQ-Tests besser ab. Das hat die Psychologieprofessorin Catherine Thevenot von der Universität Lausanne herausgefunden.

Der Einsatz der Finger ist also keineswegs ein Notbehelf für Kinder, die es nicht mit dem Kopf allein schaffen: «Mit den Fingern zu zählen ist vielmehr eine Leistung, die zunächst nicht alle hinbekommen», sagt Thevenot. «Die Kinder müssen erst einmal begreifen, dass Finger für Zahlen stehen können.»

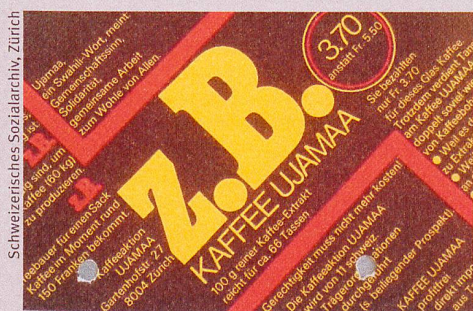
Wer allerdings beim Addieren beide Zahlen komplett an den Fingern abzählen will, kommt nicht weit – bei zehn ist Schluss. Begabtere Kinder ändern darum bald die Strategie: Sie merken sich die grössere Zahl und zählen dann hoch, indem sie so viele Finger strecken, wie für die kleinere nötig sind. Auf die Dauer hilft das freilich auch nicht. Wenn die Zahlen noch grösser werden, gehen die Finger trotzdem aus. Die Forscherin Thevenot verfolgt die Entwicklung der untersuchten Kinder weiter und erwartet, dass die besseren ungefähr mit acht zuerst auf die Finger verzichten, während die anderen noch eine Weile daran kleben werden.

Jochen Paulus

J. Dupont-Boime and C. Thevenot: High working memory capacity favours the use of finger counting in six-year-old children. Journal of Cognitive Psychology (2018)



Als erste Strategie erfolgreich: Rechnen mit den Fingern.



Mit dieser Etikette hat 1973 die Erklärung von Bern (Public Eye) Fair-Trade-Kaffee verkauft.